

„Wir brauchen Helden“

In München stellt sich ein Mann zwei jungen Schlägern entgegen, die vier Kinder bedrohen – und wird totgeprügelt. Der Schock ist groß, aber auch das Lob für das heroische und selbstlose Verhalten des Opfers. Der Helden-Forscher Simon Wendt über wahre Helden, das Bedürfnis nach Heldentaten und den Fluch des Vergessens. *Von Martin Schmitt*

Herr Wendt, der getötete Dominik Brunner hat sich schützend vor vier Kinder gestellt, weil ihm das wichtiger war als sein eigenes Leben. Ist er ein Held?

Das könnte man so sehen, auch wenn der Begriff „Held“ heute inflationär gebraucht wird. Tatsache ist, dass das Verhalten, das Herr Brunner gezeigt hat – ein ganz normaler Bürger riskiert sein Leben, um jemand anderem zu helfen – schon im 19. Jahrhundert als „heldenhaft“ bezeichnet wurde. Damals erlangten mit dem Aufkommen der Massenmedien auf einmal ganz normale Menschen den Heldenstatus, Lebensretter etwa. Sie wurden zu „Helden des Alltags“ im Gegensatz zu dem jahrhundertlang bestimmenden Heldenbild des siegreichen Kriegers.

UNTER EINSATZ SEINES LEBENS

Dominik Brunner hat nicht weggesehen, sondern gehandelt, wie jeder handeln sollte. Nun ist er tot. Am Tatort, dem S-Bahnhof Solln, finden sich Zeugnisse der Trauer – und der Beschämung.



Heißt das, dass es diese Art von Heldentum erst seit Bestehen der Massenmedien gibt? Machen demnach die Medien erst die Helden?

In gewisser Weise. Natürlich gab es Menschen, die heldenhaft gehandelt haben, schon zuvor. Und natürlich steht das Handeln, die herausragende Tat, für sich. Aber sie allein reicht nicht aus. Die breite Masse der Menschen muss auch davon erfahren. Das geschah einst nur durch Mundpropaganda und Mythenbildung, dementsprechend wenige Menschen wurden als Helden angesehen.

Und heute sind es mehr?

Ja, weil viel mehr bekannt und berichtet wird. Ohne Öffentlichkeit kein Heldentum. Und heutzutage bekommen Sie die entsprechende Öffentlichkeit sehr viel schneller als früher, wie man am vorliegenden Fall sieht. Das bedeutet andererseits aber auch, dass Heldentum kurzlebig ist.

Es ist also heute einfacher, ein Held zu werden, die Gefahr ist aber auch größer, bald keiner mehr zu sein?

Es ist eindeutig leichter, ein Held zu werden. Das Ereignis wird ja viel schneller und weiter verbreitet. Es ist aber auch schnell wieder vergessen. Es kann sein, dass in zwei, drei Jahren keiner mehr an das Geschehen in München denkt. Helden sind rasch gekürt, verschwinden jedoch auch rasch wieder.



HELD GESUCHT
Dr. Simon Wendt, 34, ist Historiker und leitet an der Uni Heidelberg eine Nachwuchsgruppe im Forschungsbereich „Transcultural Studies“. Sein spezielles Interesse gilt Heldentum und Heldenverehrung. (fotos: ddp (3), uni hd)

Bedeutet das, dass es keine „echten“ Helden mehr gibt?

Nein, Heldentum besteht weiterhin. Wir bezeichnen nur zu viele Leute als Helden, Sportler, Schauspieler, Politiker, wen auch immer. Unsere Fußball-Nationalspieler wurden im Sommer 2006 zu Helden stilisiert. Wie ich schon sagte, der Begriff wird inflationär benutzt. Da können wirkliche Heldentaten leicht untergehen.

Wer ist ein wahrer Held?

Das ist jemand, der eine herausra-

gende und bewundernswerte Tat vollbringt – unter Gefahr für sein eigenes Leben. Und dieser Gefahr muss er sich auch ganz bewusst sein.

Dominik Brunner ging bewusst ein persönliches Risiko ein ...

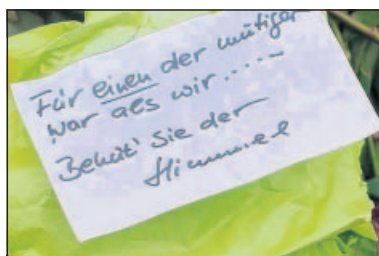
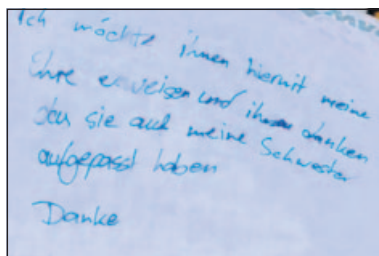
... und setzte sich für andere ein. Sein Tun steht somit für einen hohen Wert – Zivilcourage –, den die Gesellschaft als erstrebenswert ansieht. Das ist genau das, was einen Helden ausmacht: Er verkörpert ein bestimmtes Ideal und ist damit ein Vorbild. Gesellschaften brauchen so etwas, sie sehnen sich sogar danach.

Warum?

Weil Helden für bestimmte Normen stehen, beispielsweise für Gerechtigkeit oder Nächstenliebe. Sie bieten somit Einzelnen, aber auch der gesamten Gesellschaft Orientierung. Manche Helden tragen sogar zur Identität ganzer Völker bei. Das sind dann Nationalhelden.

Helden sind nicht aus der Mode?

Keineswegs. Sie waren es nie. Nur haben die Deutschen seit dem 3. Reich einige Probleme mit dem Begriff, zumindest in Bezug auf seinen militärischen Gehalt, was man an der Debatte um die neuen Tapferkeitsauszeichnungen für Bundeswehresoldaten und das Gefallenen-Ehrenmal sieht. Es gibt in Deutschland historisch bedingt eine Art Vakuum bei Helden, weshalb Alltagshelden stärker ins Blickfeld rücken.



Das muss nicht schlecht sein, im Gegenteil. Immer wieder ist die Rede von einer post-heroischen Gesellschaft, also einer, die ohne Helden auskommt.

Das geht nicht. Menschen brauchen Leitbilder und Orientierung. Helden liefern das. Beispiel 11. September 2001: In den USA gelten die Feuerwehrleute, die ins brennende World Trade Center stürmten, als Helden, weil sie sich für die Sache der Nation einsetzten. Vorher waren das ganz normale Menschen, die in ihrem Beruf schon zuvor Ähnliches ganz selbstverständlich getan haben. Ob jemand zum Helden wird, richtet sich also auch nach dem historischen Zusammenhang.

Es gibt den Vorschlag, Dominik Brunner posthum das Bundesverdienstkreuz zu verleihen. Zeigt das nicht, dass sich das Bild von Helden gewandelt hat, vom Krieger hin zum vorbildlichen Bürger?

Ja und nein. Wie schon gesagt, gelten heute nicht mehr allein Soldaten als Helden, vor allem nicht hierzulande. Aber weil „Held“ so massenhaft gebraucht wird, verwischen die Begriffe. Viele Menschen, die große Taten vollbracht haben, sind für mich Vorbilder – aber keine Helden. Nehmen Sie Charles Lindbergh. Der flog als Erster allein über den Atlantik, riskierte sein Leben, rettete aber keines. Ist er ein Held? Oder eher ein Idol? Ich bin skeptisch, wirklich „große“ Menschen wie ihn, Nelson Mandela oder Martin Luther King als Helden zu bezeichnen. Auch der Verdienst an der Gemeinschaft ist vorbildlich. Aber heldenhaft?

Worin liegt für Sie der Unterschied zwischen Vorbild und Held?

Helden sind in der Regel Vorbilder, aber Vorbilder müssen nicht zwangsläufig Helden sein.

Dominik Brunner ist ein Held, aber einer, der schnell vergessen ist?

Nicht unbedingt. Seine vorbildliche Tat kann im Gedächtnis der Menschen Bestand haben, etwa wenn sie sich im Nachhinein als Wendepunkt erweist: Wenn sich die Menschen nun ein Beispiel an ihm nehmen und mehr Zivilcourage zeigen.

ANJAS ANSICHTEN

Klamauk im All

Die Astronauten bekommen Quatschbesuch: Ein Milliardär will sie kitzeln.

VON ANJA FRISCHMANN

Astronauten haben nun wirklich einen anstrengenden Job: Sie müssen im All komplizierte Experimente ausführen, wacklige Teile an irgendwelchen Satelliten wieder festschrauben und aufpassen, dass beim schwerelosen Klogang nichts daneben geht. Ein kanadischer Milliardär will den braven Raumfahrern das Leben nun noch etwas schwerer machen. Guy Laliberte (Foto), Gründer des Zirkusimperiums Cirque du Soleil, will zu ihnen ins All fliegen – Ticketpreis: 35 Millionen Dollar.



In der Internationalen Raumstation ISS angekommen, wolle er sich keinesfalls wie ein wohlzogener Gast benehmen: „Ich werde warten, bis die Astronauten schlafen, und sie dann kitzeln“, feixt Laliberte. Die Raumfahrer werden sich bedanken, vor allem, wenn sie merken, dass Laliberte statt Napfkuchen, Klatschillustrierten und anderen Mitbringenseln nur ein paar rote Clownsnasen einpacken will. Obendrein sind noch schlimmere Verwüstungen in der ISS zu erwarten: Der Zirkusgründer war zu seiner aktiven Zeit selbst Feuerschlucker. Andererseits dürften viele Menschen Lalibertes Ausflug mit Interesse verfolgen: Schließlich kennt ja jeder den einen oder anderen Clown, den er gern zum Mond schießen würde. (foto: afp)

TRAUMUNG DER WOCHE

SELBSTVERTEIDIGUNGS-PARAPLÜ Schirm, Charme und Karate



Die Szene könnte so ablaufen: Ein Mann geht nach Hause. Es ist spät, die Straße leer. Da taucht ein Gauner auf, der den Werkträgern um sein Geld erleichtern will. Der zückt den Schirm und überwältigt den Schuft mit wohlgesetzten Finten. Geht nicht? Doch, sagt eine US-Firma, die den „Selbstverteidigungsschirm“ entwickelt hat. Der sorgt für ein trockenes Haupt wie seine gewöhnlichen Kollegen, wiegt aber nur 775 Gramm und sei zusammengeklappt „stabil wie ein Stahlrohr“, praktisch unknappbar. Auch verstoße er nicht gegen das Waffenrecht. Toll. Aber was ist, wenn der Angreifer wartet, bis es regnet? (arts/foto: vario)

ALBTRAUM DER WOCHE

REKORD-JACKPOT Der Fluch des Geldes



148 Millionen Euro durfte vor drei Wochen ein italienischer Lotto-Spieler einstreichen. Genauer gesagt, ein Tipper aus dem toskanischen 2000-Seelen-Flecken Bagnone. Das ganze Dorf hatte gefeiert und sich gefreut: auf den neuen Marktplatz, die neue Mehrzweckhalle, die restaurierte Kirche, das neue Was-Auch-Immer. Stattdessen herrscht Frust. Der Glückliche hat sich bisher nicht zu erkennen gegeben, geschweige denn Anstalten gemacht, die Wünsche seiner Mitbürger zu erfüllen. Nun beugt jeder jeden. Wer hat 'ne neue Frisur, wer lässt sein Haus streichen? Das Geld kam, die Eintracht ging. (arts/foto: afp)

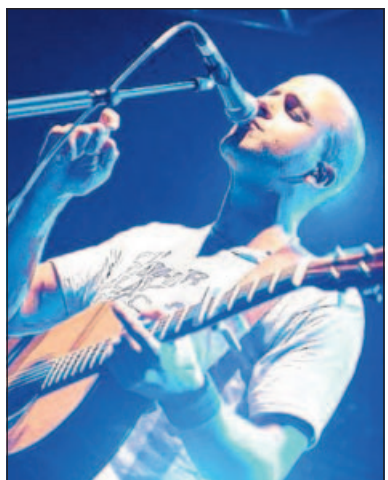
Der ironische Barde

Mit trockenem Humor ganz nach oben: Der Belgier Milow spielt beim New Pop Festival in Baden-Baden. *Von Susanne Schütz*

Als ihn nachmittags die Autogrammjäger umlagern, trägt er ein Superhelden-Shirt, dazu eine verspiegelte Sonnenbrille. Viel Zeit nimmt er sich nicht. 90 Minuten später wirkt er vor den 2000 Zuschauern im Baden-Badener Festspielhaus dafür weniger unnahbar, setzt auf solides Holzfällernetz und liebenswürdig-bescheidene Ansagen: Schließlich will Milow beim New Pop Festival zeigen, dass er „mehr ist als nur diese Coverversion“.

UNTER EINSATZ SEINER STIMME

Der Belgier Jonathan Vandembroeck, Künstlername Milow, hat sich einen vorderen Platz in den deutschen Hitlisten erkämpft. (foto: ddp)



Strippen gemeint: Der mit Inbrunst vorgetragene Mitsinghit ist echt schweinhisch, schließlich singt Milow hier Zeilen von Rapper 50 Cent – die in einem Stripclub spielen. Von Lapdance ist die Rede, von Cy-

bersex, diversen Stellungen, auch auf dem Küchenmobiliar. Aus Spaß für ein Radiokonzert im heimischen Belgien ist Milows zärtliche Aneignung des Pornostoffes entstanden, die er ohne Grinsen singt. Er ist eher der trockene Typ. Scheint kein Wässerchen trüben zu können und erzählt treuherzig, dass er Musik schaffen will, die die Menschen berührt – vom Finden des eigenen Wegs handeln viele der Songs des mittlerweile 28-Jährigen. Und dann singt er plötzlich mitten in „Canada“ auf Deutsch und wieder lieblich: „scheieieie...“. Ja: Auch „Canada“, worin es um ein Treffen mit Neil Young geht, ist leicht ironisch gemeint.

Schon zehn Jahre macht Jonathan Vandembroeck alias Milow Musik, die derzeitige Single „You don't know“ (kein Cover, keine Ironie) hat auch schon fünf Jahre auf dem Buckel: Mit dem Song schaffte er es

2004 ins Finale des größten belgischen Rockwettbewerbs, „Humo's Rock Rally“ (kein Scherz). Bei Milow, der Leonard Cohen, Jacques Brel und Pink Floyd als Einflüsse nennt, hat der Chart-Einstieg in Belgien aber noch bis 2007 gedauert. In Deutschland schaffte er mit „Ayo Technology“ Platz 2 der Single-Hitparade, das titellose aktuelle Album, das der Kontrollfreak auf seinem eigenen Label Homerun Records veröffentlichte, Platz 3. „Mir haben alle erzählt, dass es unmöglich ist, von Musik zu leben“, sagt Milow. Und schaut doch etwas überwältigt vom späten Erfolg ins riesige Festspielhaus: „Ich habe noch nie in einem so hohen Gebäude gespielt.“ Die Anwesenden hat er jedenfalls von den Stühlen gerissen. Ob er trotzdem in sich hineingrinnt, wenn er sieht, wie brave Mütter Schweinkram mitgrölen? Ayo.